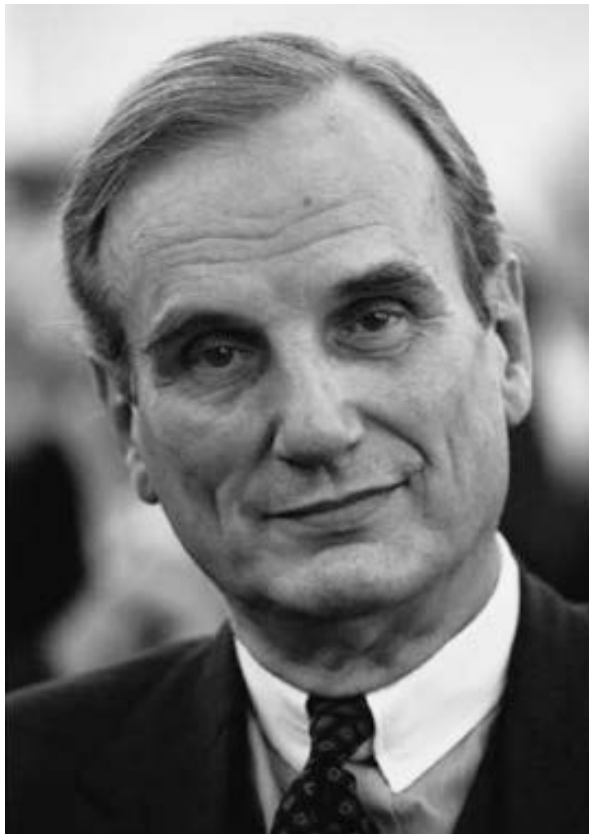




Einhardpreis

2003

Joachim C. Fest



Der Preisträger:

Prof. Dr. h.c. Joachim C. Fest, Kronberg

Laudatio

Jan Roß, Berlin

Was wir aus der Geschichte nicht lernen

Ansprache des Preisträgers Joachim C. Fest

Die biographische Methode stand zu der Zeit, als ich mich an mein Hitler-Buch machte, nicht gerade in bestem Ansehen. Die Anfänge dieses Rangverlusts gehen bis in die zwanziger Jahre zurück und erreichten einen neuen Höhepunkt in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Es gab Freunde zumal aus dem universitären Bereich, die mir dringend abrieten: Die Biographie sei als Darstellungsform überholt, sagten sie, eine Beschreibung der Machtergreifung mitsamt den dabei sichtbar werdenden Gruppeninteressen, die soziologische Analyse der Hitler-Bewegung oder gar, als größte aller denkbaren Herausforderungen, eine Gesamtgeschichte des Dritten Reiches unter besonderer Berücksichtigung seiner gesellschaftlichen, polyzentrischen, modernisierungspolitischen und wie sonst noch gearteten Schubkräfte sei weitaus vielversprechender.

Aber ich hatte das eine Argument, das alle anderen aus dem Felde schlug: Ich wollte wissen, was es mit Hitler auf sich hatte. Natürlich auch, unter welchen Umständen, mit welchen Mitteln und Helfern er die Macht erobert, behauptet und schließlich in einer Art Unglücksrausch verspielt hatte. Auch besaß ich die unzeitgemäße Gewißheit, daß der Diktator aus dem Geschehen nicht wegzudenken war, und die Tatsache, daß er als Person so blaß und konturlos blieb, machte mir das Rätsel seiner Erscheinung nur um so größer.

Zwar leuchtete mir der viel gehörte Hinweis ein, daß die Rolle der sogenannten

großen Einzelnen im Geschichtsprozeß zunehmend abnehme. Aber diese Beobachtung erledigte doch das Problem nicht. Vielmehr warf sie die Frage auf, wie Hitler in aller Unansehnlichkeit dennoch so gebieterisch den Lauf der Dinge in gänzlich unvermutete Richtungen stoßen konnte; und, womöglich noch beunruhigender, ob nicht der profillose Durchschnittstypus die Figur der Stunde sei und wir es in Zukunft mehr als je mit den von irgendwelchen Zufällen hochgespülten Politabenteurern zu tun haben würden: all diesen Hitlers mitsamt ihren Bravos wie Röhm, Bormann, Sauckel oder Himmler im Gefolge und dahinter die Heerzüge bis gestern gesetzestreuer Bürger, die jetzt die Verheißung rechenschaftsloser Gewalt vernahmen und sich plötzlich Patentscheine zum Mordgeschäft ausstellen ließen. Vor Tagen noch hatten sie uns, wie Ernst Jünger einmal notierte, die Bahnfahrkarte gelocht – und heute das Genick.

All das waren Fragen, die mit Hilfe der biographischen Methode einigen Aufschluß versprochen, und ich frage mich jetzt, warum ihr die approbierte Geschichtswissenschaft so wenig abgewinnen kann. Vereinfacht gesprochen, lautet der Haupteinwand gegen die Biographie noch immer, sie sei dem Blick auf die „großen Männer“ in einer Weise verhaftet, die den Autor blind mache gegenüber den tatsächlich verlaufsbestimmenden gesellschaftlichen Antriebskräften. Dergleichen mag für die eine oder andere Darstellung durch-

aus zutreffen. Aber es entwertet doch das Genre im Ganzen nicht. Und wie verhält es sich bei diesem Blickwinkel beispielsweise mit Albert Speer, dem ich später eine Biographie gewidmet habe?

Ein „großer Mann“ war er gewiß nicht. Doch als die rätselhafteste Figur im Schauerkabinett jener Jahre ist er mir stets erschienen: Mit den vielen etappenweisen Brüchen auf seinem Weg, den Anfälligkeiten für Rettergestalten sowie seinen ungezählten Widersprüchen war er zugleich so etwas wie der Sozialtypus der Deutschen zu Beginn der dreißiger Jahre. Die Analyse seines herausgehobenen und doch so durchschnittlichen Lebensweges mag mehr zur Beantwortung der bis heute ungelösten Frage beisteuern, wie so unübersehbare Massen erst zu Hitler überlaufen, ihm dann, trotz aller offenkundig verbrecherischen Züge, nahezu unbeirrt anhängen und schließlich bis in die buchstäblich letzte Stunde eine Art selbstzerstörerischer Gläubigkeit bewahren konnten.

Eine weitere Überlegung setzt die Biographie zusätzlich ins Recht. Im Vorwort des Hitler-Buches hatte ich ausgeführt, daß der Diktator nicht nur Länder, Städte und Menschen ruiniert habe, sondern auch die Welt der Begriffe. Die Bezeichnung „groß“ wird man einer Figur der neueren Geschichte seither kaum noch zugestehen. Dennoch hat das soeben zu Ende gegangene Jahrhundert darüber belehrt, daß einige einzelne noch immer eine außerordentliche, von weithin subjektiver Willkür gelenkte, doch den Weltgang steuernde Macht ausüben vermögen.

Ich will nur zwei Namen nennen, die dafür stehen. Der eine ist erwartungsgemäß Hitler, der denn auch seit je wie ein Stein des Anstoßes über dem vorherrschenden Gruppenbild der Geschichte liegt. Niemand kann ernsthaft bestreiten, daß er den geschichtlichen Prozeß aufs nachhaltigste beeinflusst hat. Anfangs folgten seine Entscheidungen noch einem zielgerichteten politischen Kalkül. Aber dann nahmen sie in unausgesetzter Steigerung bis hin zu den in alle Himmelsrichtungen eröffneten Feldzügen einen widersinnigen Vabanque-Charakter an, den ihm kein Interesse geboten oder ausgedredet hat. Und im November 1941, im vergeblichen Anrennen gegen Moskau, fallen dann die ersten Äußerungen, die auf einen weiteren, wiederum ausschließlich psychologisch zu deutenden Bruch verweisen. Nun war Hitler, in schrittweiser Umkehrung seines Ehrgeizes, nicht mehr auf die Weltmacht aus, sondern, erfüllt von wagnerianischen Endstimmungen, auf den Untergang: Niemand hat ihn dem Diktator eingeredet, nicht anders als alle seine Entschlüsse kam auch dieser aus einer Art Nichts, das allenfalls biographisch entschlüsselbar ist und selbst dann noch Rätsel über Rätsel aufgibt. Mit welcher Ratio, welchem Interesse oder gar welchem Gruppendruck will man dergleichen auf den Grund kommen?

Man hat sich alles mögliche einfallen lassen, um die gewissermaßen naturwidrige, in den seelischen Verwachsungen Hitlers begründete Selbstmörderverfassung mit strukturpolitischen Bewandnissen zusammenzureimen. Den lautesten Widerhall gefunden hat Hans Mommsens These von Hitler als

„schwachem“ Diktator“, der wie ein historischer Zauberlehrling Energien entfesselt habe, die er mit fortschreitender Zeit nicht mehr beherrschte. Die marxistischen Hütchenspieler wiederum haben ihn zum Agenten einer im Hintergrund wirkenden „Nazi-Clique“ gemacht, andere zum Vereinigungspunkt von weither kommenden, in deutscher Mentalität und Geschichte angelegten Affekten.

Aber Hitler war kein Zielpunkt irgendwelcher Tendenzen, wie gern er selber und seine Propagandatechniker das auch gewollt hätten. Und er war niemandes Marionette, wie, angefangen von den konservativen Helfershelfern der frühen dreißiger Jahre, die Mit- und Gegenspieler von Mussolini zu Chamberlain und anderen immer wieder lernen mußten. Im Grunde leiden all diese und die ungezählten weiteren Theorien über Hitler an der Hilflosigkeit, die schon das Urteil der Zeitgenossen verwirrt hat. Raymond Aron hat die nicht endenden Versuche, Hitlers Rolle herabzumindern, kurzerhand „idiotisch“ genannt.

Ein anderes Beispiel ist Michail Gorbatschow. Keine politische Ordnung war strukturell so auf den Machterhalt der herrschenden Schicht hin organisiert wie das Sowjetimperium. Der konsequente Führungsanspruch der Partei, die gesteuerte Justiz und vieles mehr bis hin zum pedantisch-skrupellosen System der Bespitzelung dienten sämtlich der Sicherung der bestehenden Machtverhältnisse. Auch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Regime trotz aller Nöte, in die es Anfang der achtziger Jahre geraten war, noch geraume Zeit weiter hätte bestehen können. Aber

Gorbatschow hat, gegen erbitterte Widerstände, nicht nur die eigene Macht, sondern sogar den Bestand des Reichs zur Disposition gestellt, und wie einsam sein Entschluß war, geht nicht zuletzt aus der Nachgeschichte hervor, in deren Verlauf er Amt und Führung verlor.

Ich erinnere mich, auf einem Historikerkongreß Anfang 1990 von Vertretern der sozialhistorischen Richtung wieder und wieder die Mahnung gehört zu haben, um des Weltfriedens willen nur ja keine Triumphgefühle zu zeigen. Aber damals schon schien mir dabei die Überlegung im Spiel, daß aller Triumph über das Ende des Sowjetreiches auch als Triumph über die unversehens zu Bruch gegangene Theorie von der Geschichtsmacht der Strukturen verstanden werden könnte. Denn welche aus den Büchern bekannte Räson hatte Gorbatschows Entschlüsse lenken können? Für das moderne Geschichtsverständnis war der Gebieter des Kreml nichts anderes als ein theoriwidriger Unfall.

Das führt zur Einsicht in den Grundirrtum dieser Auffassung von der Geschichte: Es ist die verquere Anthropologie, das ganz und gar falsche Verständnis von der Natur der Menschen. Sie folgen in ihren Entscheidungen keineswegs durchweg einem erkennbaren Interesse, schon gar nicht dem von den Historikern im nachhinein verordneten. Oft erfassen sie ihr Interesse überhaupt nicht oder verhalten sich in offenem Widerspruch dazu: aus gekränktem Stolz, aus Gier, Blindheit, Selbstüberschätzung, die tausend Wahnbilder nicht auszulassen, die ihnen der immer demagogische Zeitgeist einflüstert.

Darüber hinaus ist es nahezu niemals ein einzelnes machtvolleres Motiv, das den politischen Entscheidungen zugrunde liegt, sondern ein Knäuel von widersprüchlichen Absichten, die sich unablässig verbinden, entzweien und behindern. Was man Geschichtslogik nannte, ist zumeist lediglich die Kraft, die sich am Ende als die stärkste erwiesen hat, aber womöglich im Triumph schon zu stürzen beginnt. Das alles muß der Historiker in Rechnung stellen, auch bedenken, daß es für die Zeitgenossen kaum erkennbar ist, und sich jedenfalls nicht großtun mit seinem von der späteren Geburt geschenkten Besserwissen. Alle kausale Bravour, die man den Ereignissen unterschiebt, ist nichts als Anmaßung. Was tatsächlich vorgeht, ist das ewig unübersichtliche Drama unwissender, irrender, sich bewährender oder versagender Menschen.

Sie sind der modernen Geschichtswissenschaft in all der modischen Chiffrenseligkeit abhanden gekommen, und wenig ist so anfechtbar wie die Auffassung, daß der Mensch mehr oder minder in seinen sozialen Zugehörigkeiten aufgehe. Golo Mann hat bei Gelegenheit gesagt, die vorherrschende Richtung der Historiker versuche, den *Hamlet* ohne den Dänenprinzen zu spielen. Die Geschichte ist aber viel weniger Wissenschaft, als ihre akademischen Wortführer gern glauben machen, weil alle Wissenschaft mit Gesetzmäßigkeiten operiert. Gerade die gibt es aber in den historischen Abläufen nicht, sondern nur Turbulenzen, Launen, Krampfstände und die alle Verhältnisse immer wieder durcheinander werfenden Entladungen.

Sinn, Ziel, Fortschritt der Geschichte: Das ist alles Theologie

Weit näher als alle Wissenschaft steht die Historie dem Bereich, den sie zu ihrem Schaden und zu dem des Publikums lange verlassen hat: dem der Literatur. Die Darstellung des Vergangenen verlangt neben der Beherrschung der Quellen und des Stoffes ein hohes Maß an jenen Begabungen, die auch den Schriftsteller ausmachen: an Fantasie und Intuition vor allem, ferner an umsichtig ordnendem Kunstverstand sowie, neben vielen anderen mehr handwerklichen Fähigkeiten, an humaner Neugier. Die Zahlenwerke, Sozialanalysen und Kräftediagramme, die uns statt dessen mit so inständigem Nachdruck als definitive historische Wahrheit angesonnen werden, sind lediglich Handreichungen aus dem Vorbereitungsdienst.

Natürlich wird sich auch die Darstellung eines Lebensganges niemals in der bloßen Wegbeschreibung erschöpfen. Vielmehr wird sie die einzelnen Daseinsstationen vor den weitesten Horizont der Zeit stellen und um so geographischer sein, je mehr sie der Tendenz zur Gesamtdarstellung entgegenkommt – ihr aber gleichzeitig widersteht. Weil jeder Mensch ein Rätsel ist und zuletzt niemand, einem berühmten Wort zufolge, sagen kann, wie es dem Einzelnen möglich war zu leben, ist die Biographie auch das in erzählerische Form gebrachte Verfahren des Zweifels, die vom immer wechselnden, niemals endgültigen Perspektivpunkten her erfolgende Betrachtung von Mensch und Geschehen. Wie niemand sonst ist dem Biographen bewußt, daß alles historische Material, wie es die Quellen vor

den Verfasser hinschütten, nur ein stummer, indolenter und allzu oft auf Irrwege führender Bestand ist, der unter Mühen zum Reden gebracht werden muß. Was allenfalls zu erreichen ist, sind größere oder geringere Annäherungen.

Nicht hingegen gelangt der Historiker, welcher Richtung auch immer, zur Wahrheit. Ich denke oft an jenen *Oxford wit*, einen dieser in ihre Paradoxien vernarrten Witzbolde der englischen Universitätsstadt, der gelegentlich sagte, die Wahrheit lasse sich in der Geschichte nicht aufspüren; denn die eigentliche und wahrhaftigste Wahrheit, die gebe es nur im Roman. Aber auch ein Sinn läßt sich aus den Bergen von Vergangenheitsschutt, die sich vor dem Historiker häufen, nicht ablesen, wie unermüdlich auch die Jahrhunderte hindurch danach gesucht worden ist. Schon garnicht folgt die Geschichte irgendwelchen vorgegebenen Heilsplänen, sei es zur Ankunft des Reiches Gottes, sei es zur Freiheit, und selbst die emanzipatorischen Gewinne, die manche zeitgenössischen Geschichtsdeuter ihr entnehmen, können nur herausgelesen werden, nachdem sie zuvor hineingedeutet worden sind. Es ist alles Theologie.

Der anhaltende Rückgriff darauf hat mit der nicht endenden Orientierungsverlegenheit der Menschen zu tun. Sie ist vermutlich so groß wie selten, zumal das zurückliegende Jahrhundert der Gegenwart eine wirre Hinterlassenschaft an Denkangeboten vermacht hat: Utopien, selbstbewußte Konstruktionen über den Weitergang der Welt, Programme für den materiellen und moralischen Fortschritt: das alles versehen mit mancherlei Freibriefen von bis dahin un-

bekannter Grauenhaftigkeit. Für jeden, der die Augen offen hat, mußte spätestens im Verlauf der vierziger Jahre alle Zukunftsverheißung, unter welchen Vorzeichen auch immer, im Morast der jeweiligen Machtsysteme versunken sein. Aber die meisten halten die Augen nicht offen. Und die launenhafte Geschichte stimmte bereits in den sechziger Jahren, als seien die Millionenopfer umsonst gewesen, aufs neue einen Tanz um die scheinvergoldete Chimäre an. Wer wollte danach noch, wie alle Welt vorgibt, an die Pädagogisierungsmacht der Geschichte glauben?

Ich jedenfalls habe Mühe damit. Die Moralkunde ist keine historische Unterdisziplin, und mit Rezepten oder allgemeinen Lehrsätzen geht die Geschichte überaus geizig um. Das Beste, was sie leistet, ist die Befriedigung des Interesses an den Menschen und den Verhältnissen, die vor uns waren, an der Lebensstimmung einer vergangenen Zeit, der immerwährenden Verkettung von Vernunft und Verhängnis, Bewährung und Versagen. Am Ende entnimmt ein jeder ihr nur, was er schon weiß.

Das klingt nach wenig, und das ist es auch. Zu wenig, wird mancher denken, für die unablässigen Entscheidungsprozesse, in die er sich gestellt sieht. Die Einsichten der Geschichte zählen aber zu den elementaren Bestätigungen, die jeder nötig hat. Ihnen lassen sich die paar Gewißheiten entnehmen, die ihm das Sichzurechtfinden in der Welt möglich oder doch leichter machen.

Jan Roß

Laudatio auf Joachim C. Fest

Hochansehnliche Festversammlung,
verehrter, lieber Preisträger,

die Auszeichnung, die Joachim Fest heute erhält, wird ihm für sein Lebenswerk verliehen, und als jüngstes Beispiel hebt die Jury in ihrer Begründung Fests Buch über Albert Speer hervor. Damit hat es, so scheint es mir, eine sinnreiche und vielsagende Bewandnis. Fests Hauptwerk ist ohne Zweifel der „Hitler“, das Buch, das ihm weit über die Bundesrepublik hinaus Ruhm eingebracht hat, ein Schlüsselbeitrag zum Verständnis des 20. Jahrhunderts aus dem Bewegungszentrum seiner Schrecken. Aber in der Speer-Biographie, dem Porträt von Hitlers Architekten und Rüstungsminister, kreuzen sich die Fest-schen Themen, Interessen und Motive auf womöglich besonders aufschlußreiche Weise. Denn wenngleich seine Schriften über das Dritte Reich ihn als Autor bekannt gemacht haben, so ist dies doch keineswegs sein einziges Sujet. Schon garnicht das liebste; Fest hat öfters bekannt, daß die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus ihm wie eine Selbstentfremdung vorkam, weg von den Gegenständen, denen seine eigentliche Neigung galt. Literatur und Kunst sind da zu nennen, Italien mit seiner Renaissancegeschichte, die Kulturgröße und Seelenproblematik des bürgerlichen 19. Jahrhunderts bis hin zu seinen Ausläufern bei Thomas Mann.

Albert Speer hatte in gewisser Weise an beiden Welten teil. Aufgestiegen in die Führungsriege des Nationalismus, gehörte und paßte er doch nicht wirklich in diesen Gangsterzirkel; er war von Profession und Selbstverständnis ein Künstler, und er stammte, wenngleich eigentümlich gleichgültig und wie abgeschnitten, noch aus der bürgerlichen Welt. Fest ist über Jahrzehnte hinweg mit ihm und seinem Schicksal umgegangen, nicht erst für die Biographie, sondern schon in den späten Sechzigern als Gesprächspartner, während Speer die Publikation seiner Erinnerungen vorbereitete. Hier lag ein Berührungspunkt zwischen der deutschen Katastrophe und jenem anderen Deutschland der Bildung, der Schönheitssehnsucht und der technischen Könnerschaft, das sich sinnverstörenderweise dem Geschichtsverbrechertum preisgegeben und zur Verfügung gestellt hatte. Es sagt viel über Fests eigenes Künstlergespür, über seinen literarischen Sinn, daß er sich der einzigen problematischen, ästhetisch interessanten Tätergestalt des Dritten Reiches gestellt hat. Speers Bund mit Hitler war, wie gelegentlich bemerkt wurde, ein Teufelspakt, und Joachim Fest hat mit seiner Biographie einen zeithistorischen Faustroman geschrieben.

Das eigentliche Rätsel der Geschichte, die grenzenlose Verführbarkeit eines von Hause aus keineswegs schlechten

oder krankhaften Menschen, bleibt am Ende unlösbar, oder genauer: des Rätsels Lösung ist eine negative, sie hat mit dem Negativen zu tun, mit dem Fehlen von etwas, mit einem Defizit. In der Figur Speer findet sich ein merkwürdiger Hohlraum, eine Leere; keine Tradition, keine religiöse Bindung, kein vitaler sittlicher Instinkt geben ihm einen letzten Stand und Halt. Kaum je hat denn auch jemand ein so ungeheuerliches Geschehen mit derart unzureichender Ausstattung bewältigen müssen wie später Speer bei seinem Erinnerungswerk. „In Spandau“, so notiert Fest über Speers angestrenzte Selbsterforschungsversuche nach der Verurteilung im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß, „[in Spandau] hatte er, auf die Empfehlung des Gefängnisgeistlichen hin, mehrere tausend moraltheologischer Seiten gelesen und seine besondere Aufmerksamkeit den Kapiteln über Sünde, Reue und Buße gewidmet, doch, wie er verlegen bekannte, nicht einen Satz und keinen Gedanken daraus in der Erinnerung behalten.“ Es ist, wenn man so will, nicht bloß eine Faust-, es ist auch eine Parsifal-Geschichte, nur eben keine von der Unschuld des Toren, sondern von der Widerstandslosigkeit, mit der das Böse auf der Tabula rasa schreibt.

Die Speersche Ichschwäche und eigenartige Unbestimmtheit führt auf ein Leitmotiv der Festschen Biographik und Geschichtsschriftstellerei über die nationalsozialistische Zeit und ihr Herrschaftspersonal. Von den früheren Studien zum „Gesicht des Dritten Reiches“ über den „Hitler“ bis zum Speer-Buch sind Fests Porträts nicht etwa Bilder der Lebensfülle, sondern eine Galerie

geisterhafter Erscheinungen, denen es an Wärme, Fleisch und Blut aufs unheimlichste mangelt. „Blick auf eine Unperson“ heißt eines der zentralen Kapitel im „Hitler“, und so etwas wie eine Biographik der Unpersönlichkeit entwickelt zu haben, mag Joachim Fests besonderer Beitrag zur historischen Literatur sein. Unpersönlichkeit heißt nicht, daß das Individuum bedeutungslos wäre; Fest hat seine Hitler-Biographie ja gerade gegen den Irrglauben geschrieben, daß man den Nationalsozialismus irgendwie ohne die Ergründung seines Erfinders und Vollstreckers verstehen könne. Aber individuell im Sinne bürgerlicher Psychologie oder Literatur sind Hitler und die Seinen im Lichte der Festschen Betrachtung gerade nicht, keine „runden Charaktere“, auch nicht in ihrem Verbrechen; es liegt etwas Schemen- und Lemurenhaftes über ihnen, eine Atmosphäre fahler Unwirklichkeit. Es ist die Pathologie eines Zeitalters, die Fest liefert, eine Krankheitsgeschichte des 20. Jahrhunderts, und so gewiß Adolf Hitler die Kräfte der Zerstörung entfesselt hat, so sehr ist er doch auch in paradoxer Gleichzeitigkeit ihr Ausdruck und Resultat.

Nichts könnte daher falscher sein, als den glanzvollen Schreiber Joachim Fest für einen ungebrochenen oder rückwärtsgewandten Geschichts- und Geschichtenerzähler zu halten und seine Biographien einfach für eine Wiederherstellung der Historikerkunst des 19. Jahrhunderts. Es ist hier alles durchaus modern, der Gegenstand wie die Interessen und Fragestellungen, mit denen der Autor sich ihnen nähert. Die „Profile einer totalitären Herrschaft“, die Fest 1963 in seinem Buch über „Das

Gesicht des Dritten Reiches“ skizzierte, reichen über die Steckbriefe der Göring und Goebbels, Himmler und Heydrich hinaus zu sozialtypologischen Gruppenporträts, in denen Anfälligkeit und Versagen der konservativen Elite, der Universitäten oder des Offizierskorps diagnostiziert werden. Fests Blick auf die faulen Stellen der deutschen Tradition und auf die Wurmstichigkeit der Stützen der Gesellschaft ist klar und unnachsichtig. Er mußte nicht auf 1968 warten, um sich über die vielfältigen Blindheiten und Komplizenschaften belehren zu lassen, die Hitler mit seinem nationalen und historischen Umfeld verbinden und die es nicht erlauben, ihn als Betriebsunfall der Geschichte und als unbegreifliche Heimsuchung beiseitezuschieben. Wenn Fest in das heute vorherrschende günstige Urteil über die Achtundsechziger als Zerstörer der Lebenslügen der frühen Bundesrepublik nicht recht einzustimmen vermag, dann spricht daraus nicht die Verstocktheit eines Reaktionärs, sondern das Selbstbewußtsein eines Mannes, der hier keine Nachhilfe nötig hatte.

Man kann ihn daher auch allenfalls mit Vorbehalten einen Konservativen nennen, obwohl ihn die meisten wahrscheinlich dafür halten würden. Mitte der sechziger Jahre, während seiner Zeit beim Norddeutschen Rundfunk und dem Fernsehmagazin „Panorama“, sahen viele den Journalisten Fest wohl geradezu auf der Linken, und seine Wahrnehmung einer verbreiteten Mitschuld am Nationalsozialismus mag in die gleiche Richtung weisen. Kulturell gilt seine Vorliebe zweifellos mehr dem Gestern und Vorgestern als dem heute und Morgen; wenn er über die Ge-

schichtslandschaft Italiens schreibt, wie sie dank Überlieferungsvergessenheit und Scheinfortschritt eben nicht mehr ist, wird das historische Fernweh spürbar und oft übermächtig. Joachim Fest ist ein Ruinenmelancholiker von hohen Graden, ein sinnender Betrachter von Verlust und Verfall, und sehr fein hat einmal ein Freund über ihn bemerkt, daß mehr noch als das Vergangene die Vergänglichkeit selbst ihn anrege und bewege.

Von solchen Neigungen und Gestimmtheiten jedoch hat Fest sein politisches Urteil und seine politische Haltung eben nicht beherrschen lassen. In Staats- und Gesellschaftssachen, als Bürger und Publizist erlaubt er sich keine Sentimentalität oder Nostalgie. Konservativität im richtigen Verstande heißt für ihn Skepsis und Realitätssinn, nicht donquichotteske Bewahrerei oder das Zurückhabenwollen einer guten alten Zeit. Im Unverhältnis zur Wirklichkeit hat er ja gerade das deutsche Grundübel ausgemacht, das Einfallstor auch für einen Weltordnungsphantasten wie Hitler, und in rechter Vergangenheitsschwärmerei erkennt Fest dieselbe Bodenlosigkeit und Träumergesinnung wie im linken Utopismus.

1977, als eine große Preußenausstellung in Berlin von sich reden machte, hat er alle gelegentlich sich regenden Sehnsüchte nach einer Erneuerung der Bundesrepublik aus friderizianischem oder Scharnhorstischem Geiste geradezu barsch abgefertigt. Ich zitiere die Sätze, mit denen Fest damals seinen Essay schloß:

„[A]lle Wiederentdeckungsbestrebungen können nicht darüber hinweghelfen, daß Preußen, [...] in allem, was

es war, wirklich vergangen und eine im ganzen zwar große, aber zusehends verblässende Erinnerung ist. Er wisse nicht, hat Friedrich der Große bemerkt, 'wohr mir Mein Stern Noch herumpromenieren wird'; jetzt kommt die Bahn an ihr Ende. Wenn aber weder Preußen noch die Reste seiner stilprägenden Kraft für die Gegenwart mobilisiert werden können, bleibt nur die historische Vergegenwärtigung. Sie bedarf keiner Rechtfertigung, und niemand muß sich ein Gewissen machen, der von der Geschichte nichts anderes als eine Geschichte erwartet. Anders als viele meinen, besteht die Vergangenheit überwiegend nicht aus Trümmern, auf denen Botschaften für die Nachwelt verzeichnet sind; mitunter sind es einfach nur Trümmer.“

Ein schlagender Schluß. Jeder Leser hat seine eigenen Vorlieben, aber für mich zählen die schneidenden Wendungen oder harten Abbrüche, mit denen Joachim Fest seine Essays manchmal beendet, zum Schönsten seiner literarischen Kunst. Er ist eben nicht nur ein Erzähler und wägender Räsonneur; die Sentenz, die Gedankenvolte, der Fanfarenstoß, Trommelwirbel oder Paukenschlag stehen auch ihm zu Gebote. Hier die letzten Sätze einer Betrachtung über Richard Wagner, inspiriert durch die Lektüre von Cosimas Tagebüchern. Es geht um Wagners Vorläuferrolle für den Nationalsozialismus. Ich zitiere: „Das verwirrende Gebräu von politikfeindlichem Utopismus, von mythischer Revolutionsschwärmerei, Blutkult und klassenloser Volksgemeinschaft, von Todessehnsucht, Alt-Nürnberg und Modernität enthält, künstlerisch übersetzt, schon die ganze Lossage von den Nor-

men und humanen Traditionen des alten Europa, die sich später in der Wirklichkeit vollzog. 'Die Musik', so hat er gesagt, 'verklärt alles'. Alles gewiß nicht. „Oder, womit des Zitierens dann vorerst ein Ende sein soll, das Finale eines Aufsatzes über Theodor Mommsen, zu dem Fest ein gespaltenes Verhältnis erkennen läßt, voller Bewunderung für den Autor der „Römischen Geschichte“ natürlich, aber unbehaglich auch, weil Mommsen zu den Begründern jener hochorganisierten Großforschung gehört, die dem gelehrten Humanismus den Garaus gemacht hat: „Es steht“, so Fest über die Mommsensche Lebensleistung, „ein durchweg zum Äußersten drängender Wille dahinter, ein Ehrgeiz von immer aufs neue imponierender Kraft und Vitalität. Aber etwas rät uns, nicht allzusehr davon beeindruckt zu sein. Denn es ist ein Ehrgeiz aus gleichsam babylonischen Geist: maßlos, zum Unfertigen verurteilt und endend in grenzenloser Sprachverwirrung. Mit den Folgen haben wir zu tun.“ Es ist diese Kritik an einer formzerstörenden Wissenschaftlichkeit zugleich ein Selbstbekenntnis des literarischen Historikers und historischen Schriftstellers Joachim Fest. Dem Gestaltverlust hat er durchweg widerstanden, obwohl er es weithin mit monströsen Gegenständen zu tun hatte; oder vielleicht gerade deshalb.

Will man das Motiv von Fests Schriftstellertum spielerisch noch ein bißchen fortspinnen, so ließe sich sagen, daß die Essays gewissermaßen seine Novellen sind. Dazu paßt ja auch das Effektvolle, die Lust an der Pointe, wie sie sich in den zitierten Schlüssen ausspricht. Die Biographien wären dann natürlich die Romane, das Buch über den 20. Juli

auch einer, nur eben nicht mit einem dominierenden Helden oder Un-Helden, sondern als Gruppen- oder Familiengeschichte des Verschwörerkreises. Ein kluger Leser hat neulich einmal erklärt, er verstehe gar nicht, warum die Lektoren und Kritiker immer noch auf der Suche nach dem großen Berlin-Roman seien. Den Berlin-Roman, den gebe es nämlich schon, das sei Joachim Fests jüngstes Buch, „Der Untergang“, über die letzten Wochen des Dritten Reichs und Hitlers Ende im Bunker unter der Reichskanzlei. In der Tat kann man gerade jüngere Leute finden, die bei der Lektüre des „Untergangs“ auf eine unheimliche und immer noch spukhaft präsen- tie Tiefschicht unter der Hauptstadt gestoßen sind, die wesentlich zum Gesamteindruck Berlins beiträgt, vom gegenwärtigen Metropolenspaß, Regierungsetriebe und Wirtschaftskater freilich dem flüchtigen Blick verdeckt.

Schließlich, um das Spiel mit den literarischen Genres in Fests Oeuvre abzurunden und dem Novellistischen und Romanhaften ein Drittes an die Seite zu stellen: eine Notiz- und Tagebuch-schriftstellerei gibt es auch. Da sind die Aufzeichnungen aus Italien, „Im Gegenlicht“, und die Zeugnisse seiner fünfundzwanzigjährigen Freundschaft mit dem Künstler Horst Janssen, die Fest 2001 veröffentlicht hat. Wer ihn anders kennenlernen möchte als in der Objektivität seiner großen Geschichtswerke, der sollte vielleicht zuerst zu diesem Buch greifen. Kaum etwas könnte weniger naheliegend scheinen als die Verbundenheit und Weggenossenschaft des disziplinierten und distinguierten Joachim Fest mit dem exzentrischen, in Genialität wie Laune und Lebens-

führung maßlosen Janssen. Und kaum etwas mag doch zugleich für Fest bezeichnender sein, für seine Neugier und Freiheit von Enge, für, wenn Sie mir den etwas kruden Ausdruck gestatten, das zutiefst Unspießige von Fests Wesen und Art. Wer unter ihm arbeiten durfte, konnte die Erfahrung machen, daß man dieser Großzügigkeit zuteil wurde auch ohne Horst Janssens Genialität.

1982, als er in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung gewählt worden war, hatte Joachim Fest wie jeder Neuberufene sich in diesem Kreis mit einem kleinen Selbstporträt vorzustellen. Er erzählte anfangs von einem Stück jugendlicher Schriftstellerei, einem Dialog zwischen zwei Renaissan-cefiguren, den er als Achtzehnjähriger in amerikanischer Kriegsgefangenschaft verfaßt hatte. Die Unterredner waren, wie er sie im nachhinein charakterisiert, ein „patriarchalisch eingefärbter Vernunftrepublikaner“ und ein „misanthropischer Demagoge“, ein Mann der Besonnenheit und des Gemeinwohls also auf der einen Seite und auf der anderen ein Feind und Leugner der Humanität. Beim Wiederlesen bemerkte Fest, daß er dem Anwalt des moralischen Defätismus seinerzeit den stärkeren Part zugewiesen hatte, daß, ich zitiere, „gegen alle Autorenabsicht der krasse Menschenverächter die überlegenen Argumente fand: ein früher Hinweis darauf, wie intellektuell reizlos und blaß bis zur Unansehnlichkeit die Position des politisch Vernünftigen ist, von der ich aber damals schon, sofern ich das so lange Zurückliegende mir zutreffend vergegenwärtige, zu begreifen begann, daß es die [Position] unserer, die meiner Generation sein werde.“ „Jedenfalls“,

fährt Fest dann etwas später fort, „[jedenfalls] wurden wir, zurückgekehrt in das zerstörte Nachkriegsdeutschland, unablässig darauf gestoßen, daß es anderes, Vordringlicheres gab als solche ausgedachten, durch entlegene Geschichtszonen unbeholfen geisternden Phantasiestücke.“

Es steckt viel in dieser kleinen Erinnerung. Da ist der persönliche Abschied vom bloßen Ästhetentum, die Hinwendung zur Gegenwart und zur unmittelbaren Vergangenheit, die diese furchtbar verwüstete Gegenwart hervorgebracht hat. Man muß, es geht nicht anders, Zeitgenosse und Bürger sein. Dies war eine Grunderfahrung der Jahrgänge junger Kriegsheimkehrer, der „Flakhelfergeneration“, wie man sie genannt hat; sie hat ihre Rolle gespielt, um noch einmal Fests Akademierede zu zitieren, „beim Eintritt in eine der Parteien, bei der Übernahme öffentlicher Ämter und auch im Rahmen journalistischer oder schriftstellerischer Beschäftigung sei es mit den Hitlerjahren, sei es mit den Grundlagen oder der Praxis der neuen Staatlichkeit – auch wenn es mitunter nicht ohne ein Empfinden jenes ‘Galeerendienstes’ geschah, von dem Thomas Mann im Blick auf seine politischen Einsätze gesprochen hat.“

Die Pflicht zur Zeitgenossenschaft und zum Bürgersein ist das eine. Damit einher ging das Bewußtsein davon, wie man sich zu den Zeitfragen zu stellen habe, nämlich ebenfalls pflichtgerecht und verantwortlich, Partei ergreifend für das Mögliche, Tunliche und Vernünftige, auch wenn es eben, wie in Fests junglichem Renaissance-Dramolett, „intellektuell reizlos“ daherkommt. Es ist nicht die Aufgabe von

Politik, interessant zu sein. Die Einsicht war so etwas wie das ideelle Fundament der Bundesrepublik, ihr antmythologischer Gründungsmythos, und Fests Hitler-Biographie läßt sich gleichsam als katastrophische Vorgeschichte dieser Erkenntnis lesen, als Bericht von der Perversion und dem Sich-Ausrasen aller deutschen Überspanntheiten und Titanismen, bis nach ihrem apokalyptischen Kollaps endlich nichts anderes mehr übrigbleibt als die Normalität.

Ganz leicht kann Joachim Fest die prinzipielle und praktische Entscheidung für Bürgervernunft und Gegenwartsrealismus nicht gefallen sein; er deutet es an, wenn er Thomas Manns Bild vom „Galeerendienst“ anführt, den das politische Engagement bedeute. Die Lust an der Weltflucht und am unverantwortlichen geistigen Abenteuer ist ihm gewiß nicht fremd. Fest erzählt, wie er nach dem Abschluß des Hitler-Buchs mit einer Existenz als Privatgelehrter geliebäugelt und der befreundeten Philosophin Hannah Arendt davon berichtet habe. Das gehe nicht an, war ihre Antwort, den öffentlichen Angelegenheiten dürfe man sich nicht entziehen. Das hat er dann auch nicht getan, sondern ist in den Journalismus zurückgekehrt, als Herausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Zu seinem und seiner Leser Glück ist es ihm gelungen, das nicht ganz und nicht bloß Vernünftige immer gegenwärtig zu halten, die Kunstliebe, die Geschichtsträumerei, die Faszination durch manches, dem man sich am Ende doch nicht hingeben soll.

Ein Weg und Werk voller Spannungen also, auch wenn man sie nicht auf den ersten Blick sieht. Es gibt einen Zwei-

zeiler von Goethe, von dem ich im Augenblick gar nicht weiß, ob er bei Fest vielleicht sogar irgendwo zitiert wird. Die Verse scheinen mir jedenfalls zu passen, zu Joachim Fest und auf ihn, und so möchte ich damit schließen:

„Wohl kamst Du durch, so ging es allenfalls.

Mach's einer nach und breche nicht den Hals.“

Die Einhard-Stiftung zu Seligenstadt

wurde am 13. März 1998 als rechtsfähige Stiftung bürgerlichen Rechts errichtet und am 23. April 1998 vom Regierungspräsidium in Darmstadt unter III 21-25d 04.11-(8)-19 genehmigt.

Zweck der Stiftung ist es, die Idee der europäischen Einigung auf der Ebene einer traditionsreichen Stadt anschaulich und die gemeinsamen historischen Wurzeln der europäischen Nationen sichtbar zu machen.

Der Stiftungszweck wird insbesondere verwirklicht durch Vergabe eines nach Einhard - dem Biographen Karls des Großen - benannten Literaturpreises für eine herausragende Biographie einer Persönlichkeit, deren wissenschaftliches, religiöses, politisches, künstlerisches oder wirtschaftliches Lebenswerk in einer engen Beziehung zu Europa steht

Stifterversammlung

Rüdiger Binsack, Dr. Peter Udo Bintz, Rolf Däther, Winfried Gmehling, Katharina Grimm, Prof. Dr. Peter Hammann, Heimatbund Seligenstadt e.V., Manfred Hofmann, Franz-Josef Hovestadt, Pfr. i.R. Paul Kämmerling, Dr. Peter Kappen, Alfons Kemmerer, Hans Jürgen Köhler †, Ludwig Kraye, Peter Laube, Thomas Laube, Kanzlei Ludwig - Wollweber - Bansch, Hanau, Andreas Neubauer, Prof. Dr. Franz-Friedrich Neubauer, Hubert Neubauer, Ordensbruderschaft vom Steyffen Löffel zu Seligenstadt, Franz Preuschoff, Wilhelm Rachor, Herbert Reiß, Günther Riess, Hubert Rüll, Sparkasse Langen-Seligenstadt, Stadt Seligenstadt, Helga Steuerwald, Bruno Winkler, Karl Wolf, Dr. Hans Jürgen Wolfring, Dr. Hans Wurzel, Martin Wurzel, Adolf Zeller, Aschaffenburg

Kuratorium

Prof. Dr. Robert Tampé, Oberursel, Vorsitzender – Dr. Gustav Seibt, Berlin – Dr. Jürg Altwegg, Genf – Prof. Dr. Jeremy Adler, London – Prof. Dr. Franz-Friedrich Neubauer, Lausanne und Seligenstadt

Präsidium

Prof. Dr. Franz Friedrich Neubauer, Lausanne und Seligenstadt, Vorsitzender – Andreas Neubauer, Seligenstadt, Stellv. Vorsitzender – Dr. Hermann Schefers, Lorsch, Sekretär – Dipl.-Volksw. Klaus Schöneich, Seligenstadt, Schatzmeister – Dipl.-Ing. Karl Wolf, Hanau, Beisitzer – Syndikus a. D. Peter Laube, Beisitzer – Franz Preuschoff, Seligenstadt, Beisitzer



Sparkasse *Mehr als
eine Bank*
Langen-Seligenstadt

Ihr Partner im Kreis Offenbach